



Der Krieg im Kopf

Der Kalte Krieg war vor allem in Europa ein «imaginierter Krieg». Als solcher hat er tiefe Spuren hinterlassen. Er prägte «europäische Gesellschaften und Lebensläufe auch ohne fallende Bomben», schreiben die Herausgeber des Sammelbandes «Das Imaginäre des Kalten Krieges» David Eugster und Sibylle Marti.

Die potenzielle und imaginär überhöhte Angst vor dem Feind aus dem Osten und vice versa versetzte die Gesellschaften diesseits und jenseits des «Eisernen Vorhangs» während Jahrzehnten in einen fiktiven Kriegszustand, der tiefe Gräben aufriß und – rückblickend betrachtet – viel Kurioses hervorbrachte. Dazu gehörte die Bunkermentalität der Schweiz, die dazu führte, dass das ganze Land mit einem dichten Netz von Zivilschutzbunkern überzogen wurde – 2300 Kollektivschutzanlagen und 360 000 Personenschutzräume sollten das Überleben der Bevölkerung im Falle eines Atomkrieges ermöglichen. Die Zuschreibungen, die mit diesen Bunkern verbunden wurden, haben sich im Lauf der Zeit allerdings drastisch verschoben, wie Silvia Berger Ziauddin in ihrem Aufsatz «Überlebensinsel und Bordell» zeigt, «vom bürgerlichen Innenraum zum Ort der Anarchie und des Umsturzes».

Der Umsturz, vor dem sich die bürgerliche Schweiz fürchtete, kam von links. Er konnte vielerlei Gestalt annehmen. Entsprechend hochgerüstet wurden die geistigen und militärischen Abwehrdispositive. So führte die Schweiz ab 1956 alle paar Jahre Landesverteidigungsübungen durch, in denen imaginierte Ernstfälle durchexerziert wurden. Diese Simulationen erzeugten «Realitätseffekte», wie Sibylle Marti festgestellt hat, indem sie einerseits die in der Schweiz wahrgenommenen Bedrohungspotenziale ausweiteten, was andererseits dazu führte, dass die Verteidigungsmassnahmen legitimiert und ausgebaut wurden. Die imaginierten Feindbilder spiegelten sich auch darin, wer an den Landesverteidigungsübungen teilnehmen durfte und wer nicht. *Thomas Gull*